

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.
Größte Auflage in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Pillnitzer Straße 49.
Verantwortl. Redaktion Amt I Nr. 397, Expedition Amt I Nr. 4571, Verlag Amt I Nr. 562.

Druck: Buchdruckerei des Verlagsanstalt...
Verleger: Carl Neuberger...
Druckort: Dresden.

Abonnementpreise: Die 10teilige...
Einzelhefte: 10 Pfennig...
Abnahmebedingungen...

Diese Allseitige Sonntags-Ausgabe umfasst mit der 12teiligen I. Sonntags-Ausgabe zusammen 22 Seiten. Roman siehe Seiten 19 und 20, Gaud und Ferk Seiten 21 und 22.

Bilow der Geber.

Do, ut des, zu deutsch: Ich gebe, damit du gibst. Der lateinische Satz ist eine beliebte, täglich geübte politische Formel geworden, deren die parlamentarische Algebra nicht mehr zu entziffern vermag. Nur der Kaiser des deutschen Reiches, Graf Bernhard v. Bilow, scheint es, daß sie zur Lösung so mancher schwierigen Aufgabe angewendet werden und in der Tat, er spricht die Wahrheit. Denn er hat eine andere Formel erfunden, in der seine Staatsweisheit konzentriert ist und diese heißt so, do, ut des, zu deutsch: Ich gebe, damit ich gebe. Das klingt wunderbar, aber ein Beispiel aus der Praxis wird sofortigleichen, was wir's meinen. Der Bundesrat hat vor kurzem das Programm, das den Vätern vom Orden Jesu sein machte, weggeschoben, den viererordneten Paragraphen 2 aufgehoben und den dahinter stehenden Artikel der freikirchlichen Kirche die Grenzen geöffnet. Das war das do, die Gebe, mit der wir uns die Hand des Zentrums zu erkaufen versuchten. Der Vorberath war vernünftig und der Reichstag ließ nicht lange auf sich warten. Plausibel wurde das Gerücht ein und in nun trotz eines schändlichen Dementis schon zu lärmendem Fortschritt angeknüpft, daß der heilige Vater dem läppischen, misleitenden, aber doch heutzutage nicht eine Geringfügigkeit gemachten will: in Berlin soll eine Nuntiatur errichtet werden. Vor der Hand ist noch alles im Werden, noch nichts entschieden und gerade darum ist es Zeit, daß die Presse spricht. Denn inwiefern ist es notwendig, daß der beschränkte Unterrichtsverständnis zu den in pompösen Sprechweisen blühenden Nuntiaturen rede. Welch ein Nuntiatur! Wir Deutsche sollen trotz unrespektvoller — denn wir haben auch ein paar Millionen Protestanten im Lande — der Ehre gewürdigt werden, in der Stadt der freiesten Vernunft einen Vertreter seiner Heiligkeit zu besitzen. Wir sehen den würdigen Prälaten schon, wie er mit selbstlichem Gesicht zum Denkmal des alten Fritz hinaufsteigt. Nun wird vielleicht gelingen, was bisher noch allen, die es versuchten, mißlang: in der Berliner Bevölkerung das religiöse Empfinden neu zu beleben und damit ein weiteres Bollwerk gegen allen Umsturz aufzurichten. Andre Gründe lassen sich für die Errichtung einer Nuntiatur in Berlin wohl nicht aufzählen. Es müßten denn gewisse Bekleideten des Papstes und des Kaisers sein. Dieser bewundert nun einmal die grandiose Architektur der römischen Kirche und wirbt unermüdlich um

die gute Besinnung ihres Oberhauptes. Jener, Plus X., ist augenscheinlich nicht vom Schlafe der reifen, klug münchenden Politiker, die gern auf den Schein verzichten, wenn sie sich im Besitz der Macht wissen. Beide wünschen ganz sicher die Errichtung der Nuntiatur. Aber nicht allein die psychologische Betrachtung läßt uns dies vermuten, sondern auch politische Erwägungen. Plus X. ist nicht gewillt, auf seine fiktiven Rechte als weltlicher Souverän zu verzichten und so muß es ihm erwünscht sein, in Berlin eine diplomatische Vertretung einzufügen und sie anerkannt zu haben. Für denjenigen, der es so deuten will, liegt in dieser Neuerung eine Ermüdung der Präntationen, die der Wiederherstellung des Kirchenstaates gelten. Und es wird nicht an feinen Auslegungsvorläufen fehlen; wozu hat Deutschland die guten Freunde und getreuen Nachbarn? Graf Bilow mag ähneln, wen er will, jede Annäherung an den Vatikan bedeutet eine Entfernung vom Cuirassier, und uns erscheint die Frage der Beziehungen zum monarchischen Italien wichtiger, als die Kunst oder der Woll des Taratrasers. Logisch und korrekt wäre nur ein Standpunkt, und das ist der folgende: Wir erblicken in dem Papst seinen weltlichen Herrscher und deshalb ist weder eine vrenliche Gesandtschaft bei der Kurie noch eine Nuntiatur in Berlin nötig. Die Gesandtschaft beim päpstlichen Stuhle ist eine harmlose Sinecure; möge sie es immer bleiben! Die Nuntiatur in Berlin würde keine Sinecure und ganz gewiß nicht harmlos sein.

Die ewig-wedrigen, die nur auf die Worte Bismarcks schwören, werden ein, daß Bismarck für die Errichtung einer Nuntiatur sehr eingenommen gewesen sei. Gewiß, er war der Mann, er hatte Faust und Auge dazu, nach dem Grundsatze Divide et impera das Zentrum und die Nuntiatur gegen einander auszuspielen, um sich an diesem Feuer sein Säpochen zu tochen. Lebte in Deutschland ein ernsthafter Politiker, der dem Grafen Bilow die Neigung und die Fähigkeit zu solchem Spiel zutraut? Der Reichstagsrat würde das nach berühmten Muster viel zu „kompliziert“ finden. Politik ist eine Kunst. Ein jeder leitende Staatsmann kann nur die Politik machen, zu der seine Individualität ihn befähigt. Der Nuntius würde dem Grafen Bilow ebenso sicher mißfallen, wie etwa in der Provinz Posen der Erzbischof Florian von Stabrowski noch jeden Oberpräsidenten mangelhaft hat. In Berlin würde eine kirchliche Fasel entstehen, eine Zentrale des Ultramontanismus und der Einfluss des Nuntius würde ein ungeheurer werden. Denn einen Bundesgenossen befehle der Prälat von vornherein, dessen Name Legion ist: die Frauen. Tausend unterirdische Kanäle würden zu ihm führen,

seine Vertrauten würden in den glänzenden Salons, in den verhöhligen Boudoirs, in den überfüllten Vorzimmern, auf den geschliffenen Treppen und den dunkelsten Korridoren zu finden sein. Das klingt nach überhitzter Romantaphantasie, aber gerade Bismarck, der gewiß keinen Blick nicht amnebeln ließ, hat uns über das Kapitel „Weltliche Einflüsse und Nebenregierungen“ oft und eindringlich belehrt. Und wir wissen, daß im Rücken unseres Kaisers die mosaische Satte leicht zum Schwingen gebracht wird!

Daß überhaupt in fahrenden Blättern die Nachricht von der Einsetzung einer diplomatischen Vertretung des Vatikan in Berlin ernstlich erörtert werden kann, beleuchtet unsre Lage wie Fadeschein einen Abgrund. Niemals hat der Papst in einem protestantischen Staat eine Vertretung besessen, als er noch weltlicher Herrscher war, und Rom ändert seine Prinzipien nicht. Es vermag nur bisweilen, mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse (temporum ratione habita) heißt der kirchliche Kronstempel, ihre Anwendung. Staucht man in Rom, die Zeit sei nahe, da Deutschland wieder reif ist, reuig in den Schoss der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen, um wie kürzlich ein ultramontanes Blatt Oesterreichs sagte, die „schändliche Lehre des Lutheriums“ abzuschleudern?

Jetzt sehen wir, was die Obergabe des Papsttums bedeutet. Wir geben und wir werden weiter geben, blind und vertrauensvoll. Geben ist so leichter denn Nehmen. Wenn die Sorge der Zentrumsgrößen eingekauft sein wird, die um ihre Hegemonie bangen, dann wird ein Kirchenfürst über die Alpen gezogen kommen und die Bilow'sche Formel wird sich aufs neue bewähren.

Politische Tagesübersicht.

Deutsches Reich.
Das Ministerium Reich wird ungefähr seit einem Jahre so und so als reis zum Abgange bezeichnet. Sobald dies geschieht, ist mit vornehmender Schmelze immer gleich irgend ein Provinzialblatt, in der Boge, auf Grund authentischer Informationen versehen zu können, daß Herr v. Reich sich fortwährend des vollsten Vertrauens des Königs erfreue. So steht wieder das „Chemn. Tagebl.“, das seinem Dementi hinzusetzt, es sei völlig ausgeschlossen, daß der Minister dem von gewisser an sich einfluß- und bedeutungslos Seite immer wieder angebotenen politischen Ratich weichen sollte. Daß der Minister v. Reich einem Ratich weichen sollte, glauben wir auch nicht. Wir wissen aber aus allerbesten Quelle, daß a. B. in Berlin an Stellen, die alles, was nicht einfluß- und bedeutungslos sind, mit dem Reich-

tritt des Ministers v. Reich nach Schluß des Landtages ebenso als mit einer Lastage gerechnet wird, wie mit der Persönlichkeits seines Nachfolgers, des Grafen v. Hofenthal. Wenn es zu dieser Kombination nicht kommen sollte, so läge der einzige Grund in dem Umstande, daß man den tatsächlichen Befanden in Berlin selbst nicht gerne mischen will.

Planlose Kolonialpolitik. Unsere Klagen über das planlose Drauflosregieren in Südwestafrika reißt sich folgende, von der „Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung“ aus Swakopmund berichtete Tatsache würdig an. Das Blatt schreibt: Die mit der „Darnstadt“ hierher gelandeten Truppen wurden während der Reise an Bord gelohnt und dabei wurden auch die in Deutschland gültigen sibirischen 50 Pf. Markstücke in ausgiebiger Menge verwendet. Natürlich waren die Soldaten sehr erkaunt, als man ihnen die Münze hier überall als unzulässig zurückwies. Die Swakopmunder Bezirkskasse mußte ihnen ausnahmsweise die Münze abnehmen und umtauschen und wird nun mehrere tausend Mark in silbernen 50-Pfennigstücken mit nicht unerheblichen Kosten nach Hause schicken müssen. Gibt es ein drastischeres Beispiel für die Unzweckmäßigkeit der Aukerführung einer in der Heimat gültigen Münze in den Schutzgebieten, zumal da ein plausibler Grund für eine solche Maßnahme nicht ersichtlich ist? Das schloste an der Sache ist, daß man in Deutschland auch an zählenden Stellen von dem Verbot der 50-Pfennigstücke nicht gewußt hat, da man sonst doch wohl bei der Auszahlung darauf Rücksicht genommen hätte. — In das gleiche Kapitel gehört die Nachricht, daß die mit großem Geldaufwand erbaute Hafenmole von Swakopmund von der See bereits zum großen Teil wieder zerstört ist, und zwar schon längst, ohne daß darüber eine amtliche Nachricht veröffentlicht worden wäre. Mit diesem durchaus verheerenden Schwelgegethem muß ebenfalls gründlich getrocknet werden, wenn Deutschlands Vertrauen zu seiner Kolonialpolitik behaftet soll.

Das Interdikt von Famed. Das protestantische Konfitorium für Pothringen in Neck hat in einer Sitzung nach einem Bericht des Pfarrers Berger, der feinerzeit die fragliche Beerdigung vorgenommen hatte, die das Interdikt des Bischofs von Famed hervorrief, folgenden Beschluß gefaßt: Das Konfitorium erblickt in dem über den Bischof von Famed verhängten Interdikt in früheren ähnlichen Fällen eine schwere Kränkung der evangelischen Kirche Pothringens. Es spricht sein schmerzliches Bedauern über ein Vorgehen aus, das von den Protestanten als eine Beschimpfung ihrer Konfession empfunden wird, das die durch das Interdikt benachteiligten Katholiken gegen ihre evangelischen Mitbürger erregen muß und das infolge dessen den Frieden zwischen beiden christlichen Konfessionen in hohem Maße stört. Das Konfitorium richtet daher an die kaiserliche Regierung die dringende und vertrauliche Bitte: sie wolle in Zukunft wie jetzt die Friedhöfe-

Montag beginnen wir mit dem

Abdruck des
Kriminal-Romans
„Schloß Bredow“
von **H. v. Schlieben-Reventlow.**

Rund um den Kreuzturm.

„Ach, das ist ja alles nicht wahr! Das ist ja nur ein dummes Märchen!“ rief ungläubig die lustige Marianne und warf mit lachendem die Blumen, die sie eben zu einem Strauß binden wollte, ins Gesicht. „Du warst doch ärgerlich darüber und sagtest: Du wirst es schon einmal erleben lernen, daß das kein dummes Märchen ist. Nimm dich in acht, Marianne!“ Sie sprach und schaute mich verständlich an und sprach: „Märchen Schwärmer!“ Dann schlenbert sie lachend in den Wald hinein und bald war sie mit aus den Augen verschwunden. Bald war auch ihr Vieh verflungen. Ich aber blieb allein auf sonniger Wiese liegen. Vor mir hatte ich ein altes Buch aufgeschlagen, das Buch, aus dem ich das dumme Märchen vorlesen. Und ich las es noch einmal. Eine trübselige Geschichte war es, kurz, aber inhaltreich. Du wirst die Geschichte längst kennen, lieber Leser. Ein Königstochterlein liebte einen Schiefer. Wenn er mit seiner Herde an dem hohen Schloße vorüberzog, dann schaute die schöne Maid sehnsüchtig von der Höhe zu ihm herab. Und wenn er dann ihr freundlich hin-aufrief: „Wohlkommen, Königstochterlein!“ dann grüßte sie nehmütig hinunter: „Niederdan, du Schiefer metal!“ Als aber ein Jahr ver-zugten war und noch einem langen Winter der Schiefer zum erstenmal wieder an dem Schloße vorüberzog und seinen alten Gruß hinauf-laudete, da erlösten die Königstochter nicht mehr, sondern eine Weißerstimme kam flüsternd von oben: „Ach, du Schiefer metal!“ Mir ward ja

wehmütig ums Herz, als ich an das arme Königstochterlein dachte. Feterliche Sätze herrschten rings um mich. Nur dann und wann ließ sich das leise Summen eines schwärmenden Insektes vernehmen. Und ich verfiel in süßen Träumen. Ich sah die schöne Königstochter in ihrer Kammer sitzen und weinen. Und wenn man sie fragte, warum sie weinte, so mußte sie zu kleinlichen Lügen greifen. Dann aber kam die Kammerjunge und legte der armen Prinzessin glänzende Kleider an. Sie erzählte ihr geschwägig von einem mächtigen König, der aus fernher Gegend gekommen sei. Und dann kamen auch die liebsten Eltern und überhäufeten ihren Nebling mehr als sonst mit Zärtlichkeiten. Sie sprachen zum erstenmal zu ihrer Tochter von der Liebe. Es gabe außer der Kindestliebe auch noch eine ganz andre. Die habe sie allerdings bis jetzt noch niemals kennen gelernt. Da kaufte die arme Prinzessin tief auf. Jetzt aber sei die Zeit gekommen, wo sie die andre Liebe kennen lernen solle. Da ward die arme Prinzessin bleich wie der Tod. Und nun führte man sie in einen hellereuchten Saal und be-sah ihr, zu lächeln und fröhlich zu sein. Man legte sie mit dem mächtigen König zusammen. Der war ein alter, häßlicher Mensch, der längst des Lebens Lust und Frische weit hinter sich hatte. Ach, und sie war ja noch so jung und liebedehernd! Ihr wollte der süße Wein nicht schmecken und die ledernen Sprieten ließ sie unberührt. Als sie dann endlich nach dem rauschenden Feste wieder in ihr weiches Bett stieg, da dachte sie sehnsüchtig an den schönen Schiefer und wünschte, mit ihm das trodene Brot und das harte Lager zu teilen. Sie träumte oft von heimlicher Flucht und war entschlossen, das Haus des Vaters zu verlassen. Wenn sie aber des Morgens von ihrem Lager aufgestanden war und die vielen Diener und Anedite ihres Vaters erblickte, die das weite Land bewachten, da sah sie ein, daß es unmöglich sei, dem goldenen Käfig zu entfliehen. Und so verzeigte sie sich in stiller Sehnsucht nach dem Geliebten und dem Frühling. Aber es noch das erste Blümlein sproß, war sie ver-wirrt, die liebliche Mädchenblume. Die Kräfte, die betete trennte, war viel zu groß... Ich weiß nicht, was ich noch zusammenge-rechnen hätte, hätte mich nicht ein lautes Rufen

aufgeweckt. Die Marianne war es. Ich sah sie deutlich zwischen den Bäumen dahin wandeln. An ihrer Seite ging der junge Graf, dessen Schloß mitten im Walde stand. Ich schaute den beiden stumm nach und seufzte: „Marianne, Marianne, nimm dich in acht! Die Kräfte, die euch beide trennt, ist gar zu groß!“... Gar oft habe ich im Leben an das Märchen von der Königstochter und dem Schiefer denken müssen. Oft war die Wirklichkeit sogar viel romantischer als die Dichtung. Manche hohe Dame war nicht so sentimental, daß sie vor stiller, ungestillter Sehnsucht langsam dahin-sinkt. Kühn durchdrang sie die Schranken der Etikette. Derhaft verachtete sie alles Vor-urteil. Sie wollte ein freier Mensch sein und menschlich lieben. Ich erinnere nur an die Donna Elvira, des Don Carlos Tochter, die vor einigen Jahren heimlich das Schloß ihres Vaters verließ und als Elvira in das ein-same Haus des Meisters Holsti zog. Ferner erinnere ich noch an den Roman der Prin-zessin Chimay. Er ist ja allen bekannt genug. Die exaltierte Dame ließ Bewacht und Kinder im Stich und folgte einem kleinen Jäger-majors, der weiter nichts sein Eigen nannte, als einen großen schwarzen Schmutzbar und zwei große schwarze Augen. Der einzige Vor-zug, den er hatte, war vielleicht, daß er gut gehen konnte. Nun durchzieht sie mit ihm, vonabundierend wie Jägerin, die Welt. Aller-dings ein herrliches Jägerleben! Bald wohnt die schöne Chimay in Paris und bald in Kairo. Oft trifft man sie auch mit ihrem Rigo zur Hochzeit in Karlsbad. Dort nimmt sie elektrische Lichtbäder. Ihr Freund aber wohnt sich im wärmenden Moor herum. Die alte Mutter Erde soll neue Kraft verleihen. Ja, selbst habe die Prinzessin in Karlsbad einmal gesehen. In einem der feinsten Hotels des Westendviertels hatte sie sich ein Dupend Zim-mer gemietet. Fast immer sah sie mit ihrem Rigo aus dem Balkon. Unentwegt schaute sie mit übertriebener Fröhlichkeit dem kleinen Jägermajors Gesicht. Dieses Gesicht! Es war so fleischlos. Es schien wie mit einer lederartigen Haut überzogen zu sein. Vangewöhnlich sah es aus. Aber wie der Gelehrte aus altem lang-welligen Pergament, aus dem jeder irgend eines alten Hofes oder eines die wunderbar-

ren Geheimnisse zu entziffern vermag, so schien die schöne Prinzessin auf der ledernen Jäger-mantel die süßesten Dinge zu lesen, verwegene Dinge aus Tausend und einer Nacht. Viele haben die Prinzessin für verrückt erklärt. Das ist es ja eben: Wenn ein Mensch wirklich ein-mal Mut hatte, allen Vorurteilen zu trotzen, allen altmodischen Gelesen fest zu widerstehen, so hat man ihn, wenn er nicht rasch wie-der reuig in das alte Ich zurückkehrte, von je-nekreuzigt und verbrannt, oder, was oft noch schlimmer ist, man hat ihn eingesperrt auf Lebenszeit. Ich denke da an eine trübselige Geschichte, die wohl niemals völlig aufgefärt werden wird. Es ist dies der Liebesroman einer schicksaligen Prinzessin. Er liegt weit, weit zu-rück. Die Nachrichten, die uns davon erhalten sind, sind gar zu partiell gefärbt, als daß sie für den ersten Historiker von besonderem Wert sein könnten. Ich meine den Liebesroman der Prinzessin Anna, Norikens Tochter. Sie wurde im Interesse der hohen Politik mit Wil-helm von Oranien verlobt. Anfangs ver-suchte sie auch, den aufgezogenen Gatten zu lieben. Bald aber hatte sie ihn bis in den Grund ihres Herzens. Die Ursachen dieses plötzlichen Falles verdammen sich fürstlich die Chronisten. Unmännliche Liebesheererei hat alle Schuld dem armen Weibe aufgewälzt, da-mit der Fürst bei der Nachwelt frei von Fehl und Tadel dabehe. Die Unglückliche suchte nun bei einem andern Liebe. Keiner von der stürz-lichen Elpe aber sollte ihr Tröster sein. Ein schlichter Bürgermann sollte sie begehnen. Und sie schenkte ihr Herz dem Antwerpener Rechts-anwalt Jan Rubens, dem Vater des großen Peter Paul. Die Eheirung blieb natürlich nicht lange verborgen. Als sie rückwärts wurde und alle Höfe sich den neuen Skandal erzähl-ten, da wurde die Prinzessin rasch für toll er-klärt. Dieses probate Mittel konnte man also auch schon im Mittelalter. Irrenhäuser oder, was euphemistischer klingt, Nervenkranke-häuser gab es damals noch nicht. Die armen Ir-renhäuser wurden einfach wie Bestenber be-handelt. Man warf sie in eine einsame Zelle und legte sie wie Mörder an schwere Ketten. Wer sich renitent benahm, wurde bis auf Blut ge-schlagen. Starb er an den Mißhandlungen, so hatte ihn einfach der Teufel geholt. Dieser

Advertisement for 'Schloß Bredow' and other literary works, including 'Kriminal-Romans' and 'Schloß Bredow' by H. v. Schlieben-Reventlow.